

Das mir gestellte Thema soll uns zuerst zur Ursprungssituation von Ernst Moritz Arndts Glaubenslied führen, ehe wir dann nach Halt und Perspektive für den Pfarrberuf in dem neuen Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ suchen. Diesem mit großer Sorge um die Zukunft der Evangelischen Kirche erarbeiteten Papier, das bis in das Jahr 2030 in futurischer Perspektive vorausdenkt, soll anschließend eine adventliche Perspektive gegenübergestellt werden, wie sie in dem Evangelium des gerade zurückliegenden Sonntags in den Blick kommt, den man auch den „Anti-Sorgen-Sonntag“ im Kirchenjahr nennen kann: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles (sc. worum ihr euch sorgt) zufallen. Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen.“(Mt 6,33f.)

„Stille, gewissenhafte Sorge“

Zuerst aber Ernst Moritz Arndt:

„Ich weiß, woran ich glaube,
ich weiß, was fest besteht,
wenn alles hier im Staube
wie Sand und Staub verweht“(EG 357).

Arndt dichtete dieses Lied im Jahr 1819, nachdem er als Professor für Geschichte an die neu gegründete preußische Universität nach Bonn berufen und kurz darauf als Presbyter der kleinen evangelischen Diaspora-Gemeinde in Bonn gewählt worden war. Hinter ihm lagen entbehrungsreiche Jahre der Flucht vor den napoleonischen Truppen. An der Seite des Freiherrn vom Stein wich er als dessen Sekretär bis nach Russland aus. Diese Erfahrungen machten ihn aber nur zu einem um so glühenderen Patrioten der deutschen Freiheitssache. Zuvor musste er gar drei Jahre von seiner Heimatinsel Rügen aus ins schwedische Exil gehen, um den französischen Häschern zu entkommen. Er nutzte diese Exilszeit, sich mit Hilfe einer Lutherausgabe in reformatorische Theologie einzuarbeiten. Was ihn dabei überwältigte und zeit seines Lebens nicht mehr losließ, war Luthers Zutrauen zur durchschlagenden und unumstößlichen Kraft des Wortes, das tut, was es sagt. Wir hören dieses Zutrauen auch aus der zweiten Strophe von Arndts Glaubenslied: „Ich weiß, was ewig dauert, ich weiß, was nimmer lässt; mit Diamanten mauert mir's Gott im Herzen fest. Die Steine sind die Worte, die Worte hell und rein, wodurch die schwächsten Orte gar feste können sein.“

Dieses Lied mit seinen fünf Strophen findet sich im Anhang zu Arndts programmatischer Schrift von 1819 „Von dem Wort und dem Kirchenlied“¹, eine Schrift, die große Wirkung auf dem Weg zu einem deutschen Einheitsgesangbuch im 19. und 20. Jh. bekommen sollte und ihrerseits darum wirbt, die reformatorischen Lieder ebenso wie die Lieder der Barockzeit von den Verschlimmbesserungen aus der Zeit des Pietismus und der Aufklärung zu reinigen, damit sie wieder ihre ursprüngliche Kraft entfalten können. Nur die ersten zwei Sätze, mit denen Arndt seine Programmschrift eröffnet, will ich noch zu Gehör bringen: „Viele haben unserer Zeit, wohl nicht immer zu Unrecht, vorgeworfen, dass sie kein Maß zu halten wisse, dass sie

¹ Ernst Moritz Arndt, Von dem Wort und dem Kirchenliede nebst geistlichen Liedern. Mit einer Einführung von Konrad Ameln, Hildesheim-New York, 1970.

bald ein Zuviel von Lässigkeit, bald ein Zuviel von Tätigkeit habe, kurz, dass sie auch das in Sprüngen machen wolle, was in einer sicheren Stetigkeit allein Gedeihen und Leben gewinnen kann. Darüber habe sie, wie sie klagen, schon manches Kindlein mit dem Bade ausgeschüttet, manche Keime als schlechtes Unkraut ausgeraut, die sie mit stiller und gewissenhafter Sorge hätte zu einem schirmenden und erquickenden Baum der Zukunft erziehen können.“

In diesen zwei Sätzen wird ein Mittelweg gewiesen, auf dem wir die Sorgen um die Zukunft der Kirche und des Pfarrberufs nicht lässig abtun, aber auch nicht mit quälender Sorge und hektischer Betriebsamkeit angehen, sondern mit „stiller und gewissenhafter Sorge“, die eher etwas von behutsamer, alltäglicher Besorgung an sich hat, nach dem fragen, was unserer Kirche und dem Pfarrberuf heute „Halt und Perspektive in der Krise“ geben könnte.

Kirche futurisch gestalten

„Die evangelische Kirche in Deutschland steht vor großen Herausforderungen: Demographische Umbrüche, finanzielle Einbußen, die Spätfolgen zurückliegender Austrittswellen, hohe Arbeitslosigkeit, globalisierter Wettbewerb sind gesellschaftliche Entwicklungen, von denen die Kirche entscheidend betroffen ist. Sie nötigen zu einem Wandel der kirchlichen Strukturen, der sehr viel Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Sorge um die Zukunft der Kirche und um die Arbeitsplätze im kirchlichen Bereich greift um sich... Wenn die heute erkennbaren Trends einfach fortgeschrieben werden müssten, so würde nach manchen Einschätzungen die evangelische Kirche im Jahre 2030 ein Drittel weniger Kirchenmitglieder und nur noch die Hälfte der heutigen Finanzkraft haben“. (7)

Mit diesen Sätzen eröffnet der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, das „Impulspapier“ einer 12köpfigen Kommission der EKD, das den Titel trägt: „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“. Am 6. Juli 2006 ist dieses Papier der Öffentlichkeit vorgestellt und seitdem schon vielfach diskutiert und sogar im Kabarett der „Scheibenwischer“ schon persifliert worden. Ich kann mich deshalb auf knappste Inhaltsangaben beschränken:

Wie soll auf die Sorge um die Zukunft der Kirche reagiert werden? Die Parole heißt: „Gegen den Trend wachsen wollen“. Wie soll das gehen? „Bei einem aktiven Umbauen, Umgestalten und Neuausrichten der kirchlichen Arbeit und einem bewussten Konzentrieren und Investieren in zukunftsverheißende Arbeitsgebiete wird ein Wachsen gegen den Trend möglich.“ (7) Dazu sei freilich ein Mentalitätswandel unerlässlich, „Abbrüche und Rückgänge nicht einfach hinzunehmen, sondern ihnen entgegenwirken zu wollen“². Bei der Umgestaltung der Kirche sollen vier „biblisch geprägte Grundannahmen“ leitend sein: a) geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität und d.h. „Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein“; b) Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit; c) Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen; d) Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit. Für den notwendigen Mentalitätswandel sei ein Aufbruch in vier Handlungsfeldern nötig: 1. in den kirchlichen Kernangeboten, 2. bei allen kirchlichen Mitarbeitenden, 3. beim kirchlichen Handeln in der Welt und 4. bei der kirchlichen Selbstorganisation.

Für diesen Aufbruch werden Zielvorstellungen in zwölf Leuchtfeuern angezündet. Eine lebhaftere Diskussion über ihre Zielvorstellungen, Zahlen und Impulse wollen die

² Interview mit dem Ratsvorsitzenden W.Huber, zeitzeichen 8/2006, 16.

Verfasser. Deshalb ist auch schon für den Januar 2007 in Wittenberg ein Zukunftskongress angesetzt, auf dem die Diskussion „in einer Aufwärtsagenda gebündelt werden“ soll, „auf deren Grundlage der deutsche Protestantismus die Dekade bis zum Lutherjubiläum 2017 mit frischen Impulsen gestalten wird.“ (9)

Dass dieses Impuls- und Perspektivpapier der Sorge um die Zukunft der evangelischen Kirche mit großem Elan, viel Phantasie und starkem Ehrgeiz entgegenwirkt, ist deutlich. Immer wieder wird betont: Jetzt sei noch Zeit und Möglichkeit zum Gestalten, später könne die Kirche nur noch mühsam reagieren. Deshalb sei jetzt ein Mentalitätswechsel nötig, „gegen den Trend wachsen zu wollen“.

Der Druck, der freilich von diesem Papier ausgeht, ist gewaltig. Er äußert sich in vielen Appellen und Forderungen, in Zielvorstellungen und Zielvorgaben, die ja auch offene oder versteckte Forderungen sind. Aber gerade dieser Druck weckt wohl nicht nur bei mir eine gewisse Distanz, ja eine kritische Einstellung gegenüber diesem Impulspapier. Das fängt schon bei der Parole an: „Gegen den Trend wachsen wollen“. Ist Wachsen wirklich eine Sache des Wollens? Ich musste an jenen fiktiven Bauern denken, der unbedingt das Wachstum seiner Pflanzen wollte und deshalb immer wieder aufs Feld hinausging und an den Pflänzchen zupfte, weil er nichts von ihrem Wachstum sah. Was er bewirkte, war die Zerstörung seiner Pflanzen. Ist Wachsen nicht eine Gabe, die Gott schenkt? „Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben.“(1.Kor.3,6) Wenn doch die Appelle von der wachsenden Kirche bald wieder aus der Kirche verschwänden! Oder wenn sie wenigstens durch den Geist des Gleichnisses von der selbstwachsenden Saat aus Mk 4 evangelisch verändert und gelassener würden. Ich glaube, dann ginge ein Aufatmen durch die Kirche, und es würde tatsächlich etwas wachsen!

Diese ersten, noch ganz subjektiven Eindrücke und Wünsche sollen aber nicht in Vergessenheit geraten lassen, dass es in dem Impulspapier der EKD eine Fülle von anregenden Vorschlägen und diskussionswürdigen Anstößen gibt, die es aufzugreifen lohnt. Dazu zähle ich zum Beispiel:

1. den Vorschlag, dass „Pfarrerinnen und Pfarrer sich über die bisherigen landeskirchlichen Grenzen hinaus bewerben können; das Landeskinderprinzip muss insofern modifiziert werden. Es sollte die Möglichkeiten geschaffen werden, bestimmte Pfarrstellen deutschlandweit auszuschreiben.“ (S.73). Das wird viele Studierende – und nicht nur sie – zum Jubeln bringen, weil vielleicht auch ihnen neue Möglichkeiten bei der Pfarrstellenwahl zuwachsen. Es tut aber auch den Landeskirchen wohl, wenn jeder Art von landeskirchlicher Inzucht gewehrt wird.
2. Erfreulich finde ich die starke Betonung der kirchlichen Bildungsverantwortung. Dabei begrüße ich den Vorschlag, „das Profil evangelischer Bildungsarbeit zu verdeutlichen“, weil es kirchliche Angebote gebe, „denen die Konzentration auf den spezifisch evangelischen Beitrag zur Bildung verlorengegangen ist“. (78) Wem fallen da nicht so manche Tischtennisspiele ein, die als missionarisch, oder „Back-, Strick- und Häkelkurse“, die als evangelische Bildungsarbeit propagiert werden.
3. Ebenso erfreulich finde ich die Betonung der Diakonie und ihrer kirchlichen Einbindung. Einleuchtend erscheint mir der Hinweis, dass die Unternehmensorientierung, die fast total in die Diakonie Einzug gehalten hat, deren anwaltliches Mandat für Bedrückte und Bedrängte schwäche, weil im Wettbewerb der Leistungsanbieter möglichst die Handlungsfelder gewählt

werden, die auf Grund der zu erzielenden Kostensätze ausreichend finanziert werden. Darüber könne die Orientierung der Diakonie an den Ärmsten der Armen aus dem Blick geraten, bei denen keine ausreichende Finanzierung möglich ist. (82)

So könnte jetzt weiter Punkt um Punkt aufgeführt werden, was wichtig, bedenkenswert oder diskussionswürdig wäre. Ich will solche Punkte jetzt aber zurückstellen zugunsten der uns leitenden Frage, welche Haltepunkte und welche Perspektiven für den Pfarrberuf in diesem Papier genannt werden.

Hier erscheint es mir nun höchst erfreulich, wie bei der Analyse kirchlicher Stärken eine klare Würdigung des Pfarrerstandes zum Ausdruck kommt: „Pfarrer und Pfarrerinnen haben einen guten Ruf. In jedem sog. „Berufs-Ranking“ stehen die Geistlichen seit vielen Jahren unangefochten in der Spitzengruppe und genießen großes Vertrauen. Die meisten Einwände gegen den Berufsstand der Geistlichen formuliert die interne Kritik an der sog. Pfarrerkirche – die es bei nüchterner Betrachtung so nicht bzw. nur sehr bedingt gibt.“ (18)

Das sind neue Töne, die sich deutlich von früheren Zeiten unterscheiden, wo in manchen Landeskirchen Pfarrer und Pfarrerinnen eigentlich nur als Kostenfaktoren in den Blick kamen, bei denen eingespart werden muss. Im EKD-Papier wird dagegen gefragt: „Was bedeutet eine – wie auch immer gestaltete – Gehaltsabsenkung für den Pfarrerstand? Wäre damit perspektivisch auch ein langsames Absinken des Niveaus verbunden? Wäre das mit den wachsenden qualitativen Anforderungen verbunden?“ Daraus spricht die Einsicht in das hohe Niveau der Arbeit des Pfarrberufes. Die Pfarrer und Pfarrerinnen scheinen in den Augen der Perspektivkommission ihre Arbeit gut zu machen und sind ihr Gehalt wert³.

Dagegen spricht auch nicht das Plädoyer des Impulspapiers für die verstärkte Ausbildung von Prädikantinnen und Prädikanten (69) sowie für die Arbeit von Lektorinnen und Lektoren. Der Pfarrer oder die Pfarrerin werden dabei keineswegs überflüssig oder mit den Prädikanten egalisiert. Ihnen wird vielmehr die Aufgabe zgedacht, „die Ehrenamtlichen für ihren Zeugendienst zu stärken und einen Kreis von ehrenamtlich Beauftragten um sich zu sammeln“. Dabei werde der Pfarrer und die Pfarrerin selbst zum „leitenden Geistlichen“ eines Netzwerkes von Ehrenamtlichen. Ähnlich hat es der Ratsvorsitzende noch einmal in einem Interview zum Ausdruck gebracht: Er sehe in der verstärkten Beteiligung von Prädikanten an den gottesdienstlichen Aufgaben „keine Abschwächung der herausgehobenen Bedeutung des ordinierten Amtes, dessen koordinierende Funktion eher gestärkt würde. Jeder Pfarrer, jede Pfarrerin wird in Zukunft stärker koordinierend tätig sein.“⁴

Das ist das „Leuchtfeuer“, das in dem Impulspapier für den Berufsstand der Pfarrerinnen und Pfarrer im Jahr 2030 angezündet wird: „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten – den Beruf der Pfarrerinnen und Pfarrer als Schlüsselberuf der evangelischen Kirche stärken. Im Jahre 2030 ist der Pfarrberuf ein attraktiver und anspruchsvoller, angemessen finanzierter und hinreichend flexibilisierter Beruf. Pfarrerinnen und Pfarrer sind leitende geistliche Mitarbeitende der evangelischen Kirche. Zu ihren Schlüsselkompetenzen gehören theologische Urteilsfähigkeit und

³ Vgl. Martin Schuck, Kirche der Freiheit, Pfälzisches Pfarrerbericht 96, 2006, 270-274, ebd.273.

⁴ Zu wenig über Qualität geredet. Interview mit Bischof Wolfgang Huber über das EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“, zeitzeichen 8/2006, 17.

geistliche Präsenz, seelsorgerliches Einfühlungsvermögen und kommunikative Kompetenz, Teamfähigkeit und Leitungsbereitschaft, Qualitätsniveau und Verantwortung für das Ganze der Kirche. Lebenslanges Lernen und beständige Fortbildung sind selbstverständliche Grundelemente des Berufes.“ (71)

An diesem Leuchtturm habe ich mich zunächst einmal gewärmt, weil hier der Beruf von Pfarrer und Pfarrerin als Schlüsselberuf der evangelischen Kirche in den Blick kommt, der als „attraktiv, anspruchsvoll, angemessen finanziert und hinreichend flexibilisiert“ bezeichnet wird. Auf einen Begriff gebracht: „Pfarrerinnen und Pfarrer sind leitende geistliche Mitarbeitende der evangelischen Kirche.“ Wenn dann die Schlüsselkompetenzen dieses „leitenden geistlichen Mitarbeiters“ aufgezählt werden („theologische Urteilsfähigkeit, geistliche Präsenz, seelsorgerliches Einfühlungsvermögen, kommunikative Kompetenz, Teamfähigkeit, Leitungsbereitschaft, Qualitätsniveau und Verantwortung für das Ganze der Kirche“), so erscheint mir das als eine Maximalforderung, aber so ist das eben, wenn alles auf einmal gesagt werden soll.

Stutzig wurde ich erst, als ich zu fragen begann, auf welches „Qualitätsniveau“ es im Pfarrberuf ankomme. Ich durchforschte mit dieser Frage das ganze Impulspapier. Mir wurde immer schwindlicher bei der permanenten Forderung nach Qualität, Qualitätskontrolle, Qualitätsstandards, Qualitätsmanagement, Qualitätssicherung, ohne dass ich irgendwo herausfinden konnte, um welche Qualität es denn nun eigentlich geht. So heißt es etwa bei der Analyse kirchlicher Schwachstellen: „Über die Qualität der kirchlichen Arbeit – insbesondere des Pfarrdienstes – ist insgesamt zu wenig bekannt.“ Es gebe zwar das Instrument der Visitation, aber die sei zu arbeitsaufwändig und „selten sind Standards klar bestimmt“. Außerdem lasse die Umsetzung von Visitationseinsichten oft zu wünschen übrig. Nur in wenigen Gliedkirchen gebe es ein begleitendes Qualitätsmanagement. „Ohne klare Standards und ohne Qualitätskontrolle ist eine Qualitätsanalyse jedoch unmöglich. Dabei wäre gerade das ein wesentlicher Beitrag dazu, kirchliche Arbeit auf neue Aufgaben und wachsende Erwartungen auszurichten.“ (27)

Dass hier ein Problem steckt, welches die Visitation als ein wirksames geistliches Instrument betrifft, sei unbestritten. Ob sich dieses Problem aber auf dem Niveau eines Qualitätsmanagements mitsamt einer Qualitätskontrolle und Qualitätssicherung lösen lässt, erscheint mir zweifelhaft. Nichts ist dagegen einzuwenden, wenn ein ALDI-Direktor seine leitenden Mitarbeiter zur Qualitätskontrolle ihrer Waren und ihrer Arbeit verpflichtet, die sie zuerst bei sich selbst und dann bei ihren Untergebenen durchzuführen haben, um zu prüfen, ob die Ware bei den Kunden gut ankommt, wie die Absatzzahlen aussehen und der Kampf mit der Konkurrenz bestanden wird. Wenn nun aber dieses selbstverständliche betriebswirtschaftliche Instrument auf „leitende geistliche Mitarbeiter“ angewandt wird, kann es rasch um deren Geistlichkeit geschehen sein, die sich eben nur auf geistliche Weise beurteilen lässt, denn Geistliches kann nur geistlich beurteilt werden, wie Paulus in 1.Kor.2,10ff ausführt. Wenn der Apostel in diesem Zusammenhang schreibt: „Und ich war bei euch in Schwachheit und in Furcht und Zittern; und mein Wort und meine Predigt geschahen nicht mit überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft“(1.Kor.2,3ff.), dann ahnen wir inhaltlich etwas von den spezifisch geistlichen Qualitäten, auf die es bei einem „Haushalter der Geheimnisse Gottes“ (1.Kor.4,1f.) ankommt. Es geht um eine Schwachheit, die zum Raum für Gottes Stärke wird; es geht um „Furcht und Zittern“ angesichts des Unverfügbaren von Gottes Geist, dem sich ein „Haushalter der Geheimnisse Gottes“ aussetzt; es geht

um Treue zum Auftrag, um Treue zu den Menschen und Treue zu sich selbst, auf die es in geistlicher Haushalterschaft ankommt. Und es geht in sehr spezifischer Weise um das, was Paulus im Hohenlied der Liebe als Kriterium allen gelingenden geistlichen Tuns angibt: „Und hätte der Liebe nicht“. Was nützt einem Pfarrer die höchste Kompetenz und die tiefste Theologie, wenn er seine Gemeinde nicht mag? Auf solche Qualitäten wäre in einer Visitation als einem geistlichen Besuch genau zu achten, um Geistliches geistlich zu beurteilen. Dass dabei die Treue zum Buchstaben, zur erbrachten Leistung, zur Einhaltung von Pflichten immer mit auf dem Prüfstand steht, bedingt die Spannung von Geist und Buchstabe, von Unverfügbarem und Verfügbarem. Wird aber diese Spannung zugunsten der Qualität des Buchstabens allein und nur auf Qualitätssicherung reduziert, so bleiben von Pfarrerinnen und Pfarrern am Ende nur noch leitende Mitarbeiter eines Unternehmens EKD übrig, deren Direktoren und Vorstandsvorsitzende mit Hilfe von Qualitätsmanagement darüber wachen, dass die Ware „Evangelium“ von den Mitarbeitern gut verpackt und mit einem evangelischen Profil an den Mann und die Frau gebracht werden. Zu achten ist dabei auf den Grundsatz: „Wo evangelisch draufsteht, muss auch Evangelium erfahrbar sein.“ Als ob sich das Evangelium von Jesus Christus diese Verpackungsmentalität gefallen ließe! Und wie wäre auch solche „Erfahrbarkeit des Evangeliums“ zu leisten, wenn doch das Evangelium nach unverfügbarem Glauben ruft, den allein der Heilige Geist wecken kann?!

Insgesamt habe ich also mehr und mehr den Eindruck gewonnen – und ich wage diesen kritischen Eindruck nur zu äußern, weil ja das Impulspapier ausdrücklich zur kritischen Diskussion aufruft –, dass es sich bei der „Kirche der Freiheit“, wie sie sich in dem Impulspapier der EKD abzeichnet, um einen Konzern handelt, dem die Kunden schwinden, so dass er nun seine Kräfte bündeln muss, um sich aufs Kerngeschäft zu konzentrieren, das auf einem möglichst hohen Qualitätsniveau und mit klarem evangelischem Profil neu ausgerichtet werden soll. Dieser Eindruck wird nicht nur durch das betriebswirtschaftliche Vokabular des Papiers geweckt, das zwangsläufig einen bestimmten ökonomischen Geist und ein bestimmtes Management-Denken mit sich führt. Dieser Geist äußert sich in unentwegten Appellen, Forderungen und Erwartungen, die von oben, der Chefetage, nach unten, zu den Mitarbeitern als Erwartungen weitergegeben werden. Das erscheint mir als die neue Art einer zentralisierenden ökonomischen Hierarchie mit dem Bischof als dem Vorstandsvorsitzenden, dem Rat der EKD als dem Aufsichtsrat, den Oberkirchenräten als dem leitenden Management, den Dekanen, Pröpsten und Superintendenten als der mittleren Führungsebene, die von Experten in Spezialpfarrämtern unterstützt werden. Die Pfarrer und Pfarrerinnen sind die leitenden Mitarbeiter und Agenturleiter vor Ort, und die Kirchenmitglieder sind die Kunden.

Es ist wohl nicht zufällig, dass bei dieser ökonomischen Ausrichtung des Papiers der Name Jesus Christus nur marginal erscheint, und dass eine inhaltliche Entfaltung dessen, was denn Evangelium ist, auf Minimalformeln zusammenschrumpft, von einigen Bibelziten mit ornamentalem Charakter einmal abgesehen. Wie sollte auch Jesus Christus die Herrschaft und die kritische Macht seines Namens entfalten können, wenn die „Kirche der Freiheit“ eine Kirche der Macher ist, deren Credo lautet: „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten“? Das „Gottvertrauen“ ist in diesem Credo eigentlich nur ein Durchlauferhitzer für die eigene Freiheit zur Gestaltung, auf die es in

Wahrheit ankommt, denn für Gott gibt es eigentlich in diesem Papier gar nichts zu tun.⁵

So verwandelt sich Kirche in funktionaler Perspektive nun zu einer Art Gestaltungsmasse, in der alles zur Disposition steht:

- a) An die Stelle des Kirchenjahres, von dem gar nicht erst die Rede ist, obwohl es der Kirche über Jahrhunderte ihren festen Rhythmus gab, treten nun „Themenmanagement und Agendasetting“;
- b) an die Stelle der Ortsgemeinden, die der evangelischen Kirche von Anfang an einen Aufbau von unten her gab, treten nun durch einen neuen, überdehnten Gemeindebegriff so viele neue Arten von Gemeinden, dass von den Ortsgemeinden in der Zielplanung noch 50 Prozent übrig bleiben;
- c) an der Stelle von 23 Landeskirchen, die der evangelischen Kirche bisher ihr buntes, regionales Gepräge und ihr inneres Leben gaben, sollen durch Umstrukturierungen und Zusammenlegungen 8 bis 12 Landeskirchen bleiben.

Es geht mir nicht zuerst um diese und ähnliche konkreten Vorschläge, über die im Einzelnen trefflich gestritten werden kann. Es geht mir vielmehr um den Geist eines „Gestaltens“, bei dem es – um es auf das gestellte Thema anzuwenden – keinen Halt und keine Perspektive mehr geben kann, weil ja alles permanent zur Disposition steht, ob es in den Augen der „Gestalter“ noch Zukunft hat und dem evangelischen Profil dient, oder vielleicht doch nicht.

Kirche adventlich erwarten

Dem futurischen Denken der Vor-Sorge, das wir bisher am Beispiel des Impulspapiers der EKD kennen gelernt haben, möchte ich nun das adventliche Denken einer ganz merkwürdigen Art von Sorglosigkeit gegenüberstellen, wie es in dem Evangelium des zurückliegenden Sonntags zur Sprache kommt, das auch für den kommenden Erntedanksonntag als Alternativlesung vorgeschlagen ist: „Sorgt nicht um euer Leben. (...) Seht die Vögel unter dem Himmel an (...) Schaut die Lilien auf dem Feld an“. Ist hier „Halt und Perspektive“ zu finden, oder ist das einfach nur schöne Poesie, die mit der Wirklichkeit des Pfarrberufs in der evangelischen Kirche nichts zu tun hat? Bleiben wir nicht bei einem Zitat der Bergpredigt stehen, sondern sehen uns die Argumentationsweise Jesu einmal näher an!

Die Sorge, die sich selbst sehr ernst und gewichtig zu nehmen pflegt, wird mit den leichten Vögeln unter dem Himmel konfrontiert. Der Sorge wird gleichsam der Vogel gezeigt, so dass sie sich auf den Arm genommen fühlt. Dann wird sie auch noch zur Zuschauerin eines Schönheitswettbewerbs zwischen den Lilien auf dem Felde und Salomos Kleiderpracht gemacht, so dass sie gar nicht mehr bei sich selbst verweilen kann, was der Sorge doch eigentlich das Liebste ist, denn sie dreht sich stets um sich selbst. Stattdessen wird sie von sich abgelenkt und darf miterleben, wie Salomo in all seiner Pracht gegen die armen Lilien auf dem Feld ins Hintertreffen gerät. Dieses Ablenkungsmanöver Jesu hat Methode, denn mehr und mehr lockt er die Sorge von sich selbst weg, verwickelt sie, die sich stets mit Zukunftsprognosen weit voraus ist, in

⁵ Treffend bemerkt in seiner Analyse des EKD-Papiers W. Härle, Geistliches Qualitätsmanagement? zeitzeichen 10/2006, „wie wenig die evangelische Kirche (sc. in dem EKD-Papier) für ihre eigene Zukunft von Gott erhofft, erbittet und erwartet... Dass wir arbeiten sollen, als ob alles Beten nichts nützte, davon ist in diesem Papier viel zu spüren. Dass wir beten sollen, als ob alles Arbeiten nichts nützte, das findet sich dagegen allenfalls in Spurenelementen.“

ganz gegenwärtige, kleine, alltägliche Dinge von Gottes Schöpfung. Auf diese Weise verlockt Jesus seine Hörer mit der berühmten Überbietung zu der Einstimmung: „Seid ihr denn nicht viel mehr als Vögel unter dem Himmel und Lilien auf dem Felde?“ Noch gekonnter ist die rhetorische Frage an alle, die sich selbst im Planen weit voraus sind: „Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?“ Da müssen alle Zukunftsplaner und Wachstumsbeschwörer beschämt ihrer Wege ziehen, oder sich von Jesus einüben lassen in das Trachten nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit. Die Umkehrung, die sich in diesem Trachten vollzieht, macht die Zukunft zu dem, was sie schon sprachlich und vollends sachlich im genauen Sinn ist: ein Zukommen Gottes auf den Menschen und nicht das Produkt von Menschen in Gestalt von Zukunftsagenden, Zukunftskongressen, Aufwärtsagenden usw. Ein futurisches Denken, dem sich die Sorge wie von selbst anhaftet, wird also bei Jesus in ein adventliches Trachten nach dem Reich Gottes verwandelt, dem alle Dinge, um die sich die Sorge vergeblich zersorgt, wie von selbst zufallen: „Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr des alles bedürft.“

Auf eine Pfarrerin oder einen Pfarrer konkret angewandt lässt sich das zuspitzen wie eine Bekräftigung und Verstärkung der eigenen Berufung: „So gewiss, wie ich euch als euer Vater zuerst in der Taufe bei eurem Namen gerufen habe, und so gewiss, wie ich euch dann ganz persönlich in euren Beruf gerufen und öffentlich in der Ordination diese Berufung festgemacht habe, so gewiss weiß ich, welchen Halt und welche Perspektive ihr zur Ausübung eures Berufs braucht.“ Hans Weder, der Zürcher Exeget, schreibt in seiner großartigen Auslegung der Bergpredigt: „Das Sorgen ist eine angstgetriebene Sicherungsbewegung, welche die böseste Zukunft zum Maß für das Gegenwärtige macht. In der Sorge hole ich eine allenfalls mögliche Zukunft in meine Gegenwart herein.“⁶ Die Sprachbewegung der Bergpredigt gehe vom Sorgen zum Sehen. Das Sorgen sei gekennzeichnet durch eine angstvolle Bewegung auf mich selbst zu, auf mein Leben, meinen Leib. Dem Sorgen geht es um Selbsterhaltung, natürlich auch um kirchliche Selbsterhaltung. Was Jesus dagegen setzt, ist das Sehen der Außenwelt, der Vögel und der Lilien. „Die Sorge ist jene Bewegung auf mich selbst zu, in welcher ich mir die Last der Selbstversorgung zumute. Das Sehen dagegen macht aufmerksam darauf, dass es Selbsterhaltung durch Fremdversorgung gibt. (...) Der Schritt von der Sorge zum Sehen ist deshalb der Schritt von der Selbstversorgung dorthin, wo der Mensch sich der ihn versorgenden Schöpfung anvertraut.“⁷ Die Bewegung der Bergpredigt gehe vom Sorgen zum Sehen. Es kommt noch ein weiterer Schritt hinzu, nämlich der vom Sehen der Schöpfung zum Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, die auf mich zukommen und mein Sorgen durchkreuzen durch das, was sie auf mich zubringen: die Fürsorge des himmlischen Vaters. Das ist die Perspektive, auf die es bei Jesus ankommt. Das ist der Halt der Bergpredigt wider alles Krisengerede der Sorge. Das ist der „Mentalitätswandel“, um den es in Wahrheit geht.

Kirche geistesgegenwärtig besorgen

Ist damit alles Planen, Rechnen, Gestalten überflüssig geworden? Das wäre ein böses Missverständnis, das Jesus nicht ausreden lässt, denn ER fügt noch einen wichtigen Satz hinzu: „Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat.“ Jetzt kommt das Machen, Planen, Gestalten und Rechnen in den Blick, freilich so, dass es

⁶ H. Weder, Die „Rede der Reden“. Eine Auslegung der Bergpredigt heute, Zürich 1985, 211.

⁷ Ebd. 212.

nicht mehr unter dem Vorzeichen der Sorge um die Zukunft steht, sondern den Charakter von täglicher, alltäglicher Besorgung an sich hat, also das, was E. M. Arndt die „stille und gewissenhafte Sorge“ nennt, die sich von fauler Lässigkeit ebenso wie von hektischer, sorgenvoller Tätigkeit unterscheidet. Für die Einstellung dieser täglichen Besorgung hat Sören Kierkegaard in seiner Auslegung unseres Evangeliums das schöne Bild eines Ruderers gebraucht, der sich dem Ziel so entgegenarbeitet, dass er ihm den Rücken zuwendet. So sei auch ein Mensch gestellt, der den täglichen Aufgaben gerecht werden wolle. Um diese Aufgaben richtig in Angriff zu nehmen, müsse der Mensch wie ein Ruderer gestellt sein. Es könne einen Menschen nur zerstreuen und hemmen, wenn er jeden Augenblick ungeduldig nach dem Ziel sehe. „Nein, sei nur für ewig und im Ernst entschlossen, so wendest du dich ganz der Arbeit zu und dem Ziel den Rücken. So ist man gestellt, wenn man ein Boot rudert, und so ist man gestellt, wenn man glaubt. (...)Der Glaube wendet dem Ewigen den Rücken, um es gerade an dem heutigen Tag bei sich zu haben.“⁸ Paulinisch gesprochen kommt nun vor das Planen, Machen und Gestalten ein neues Vorzeichen: „als ob nicht“(1.Kor.7,29ff.). Dadurch wird alles, was ich zu tun habe, leichter, vorläufiger, in gewisser Hinsicht auch spielerischer, auf jeden Fall weniger verbissen, denn „ich gebrauche ja die Welt“, wie Paulus sagt, „als brauchte ich sie nicht“, weil ich um das Vergehen dieser Welt und das Ankommen einer viel größeren Welt weiß. Weltflüchtig werde ich in dieser Einstellung gerade nicht, sondern kann fröhlich noch dieses Apfelbäumchen pflanzen und mich jener Plage zuwenden, die heute dran ist.

Was für Plagen, Probleme, Aufgaben könnten es in der evangelischen Kirche sein, die uns der heutige Tag (d.h. die uns geschenkte und zugemutete Zeitspanne) zuschickt?

1. In diesen Tag mit seiner Plage ragen auch Fragen der Zukunft hinein, die jetzt zum Bedenken aufgegeben sind, wie etwa einem Finanzreferenten im Landeskirchenamt eine mittelfristige Finanzplanung, oder einem Ausbildungs- und Personalreferenten Schritte zu einer verantwortlichen Personalplanung. Aber auch solche Planung wird, wenn sie nicht unter dem Diktat der Sorge geschieht, mögliche Optionen durchspielen, tastende Schritte bedenken, Risiken einkalkulieren, vielleicht auch Neues wagen, und dabei doch stets in der paulinischen Einstellung eines „planen, als plante ich nicht, kalkulieren, als kalkulierte ich nicht, diese Welt gebrauchen, als brauchte ich sie nicht.“ Diese Begrenzung der Zeit setzt ungeahnte Kräfte frei, so dass Neues riskiert werden kann. Jetzt öffnen sich Spielräume zum Planen, Gestalten und Wahrnehmen von so manchen Anregungen, wie sie auch das Impulspapier enthält. Jetzt tut sich wirklich so etwas wie „Kirche der Freiheit“ auf.

Ich denke z.B. an das Stichwort „Stiftungspfarrämter“, das im Impulspapier (S.75) kurz einmal auftaucht. Ich denke an „Pfarrämter auf Zeit“ oder an das, was in der Zeit der Bekennenden Kirche „missionarische Pionierstationen“ genannt wurde, in die Finkenwalder u.a. Vikare geschickt wurden, die von der offiziellen Kirche nicht übernommen und dann eben von den Gemeinden in sparsamster Weise finanziert wurden. Ich weiß unter Studierenden heute eine ganze Reihe von Leuten, die der trostlosen Aussicht auf Arbeitslosigkeit die Perspektive eines Risiko-Pfarramtes in einer neuen Gestalt vorziehen, um ihrer inneren Berufung nachzukommen und sie durch äußere Berufung bestätigt zu bekommen.

⁸ S. Kierkegaard, Christliche Reden 1848, Jena 1929, S. 65f.

2. Nachdem ich vor einem Jahr an der Universität emeritiert wurde und nunmehr das Vergnügen habe, nur noch die Vorlesungen und Seminare anbieten zu dürfen, die mir Spaß machen, denke ich an die Emeriti unter den Pfarrerrinnen und Pfarrer, die gern noch ihre Dienste und Gaben in begrenztem Maß anbieten würden, wenn sie nur gefragt und sinnvoll eingesetzt würden. Wird eigentlich der Schatz der Alten in unserer Kirche angemessen und phantasievoll gebraucht? Oder bleibt hier vieles nur dem Zufall und der Goodwill-Mentalität aktiver PfarrerInnen überlassen? Dabei denke ich nicht bloß an Predigt- und Vakanzvertretungen, sondern auch daran, dass ich unter denen, die nicht mehr aktiv in das kirchliche Gerangel verstrickt sind, viele als geeignete Seelsorger für Seelsorger und als Beichtväter und Beichtmütter vermute. Ich selbst hatte jedenfalls lange Jahre einen pensionierten Pfarrer als Seelsorger und Beichtvater, ohne den ich gar nicht in der Lage gewesen wäre, Seelsorge an Studierenden auszuüben. Wie könnte ich auch Seelsorge und Beichte ausüben, wenn ich sie selber nicht zuvor empfinde. Leider ist mein Seelsorger vor einiger Zeit gestorben, und ich suche wieder einen neuen. Geht es nicht vielen unter Ihnen ähnlich? Und wäre das nicht eine der dringlichsten und zugleich nächstliegenden Fragen, die noch vor der Sorge um vermehrte Prädikantenausbildung rangiert?
3. Als letztes Beispiel für tägliche, nächstliegende Aufgaben und Plagen, die uns wirklich angehen, im Gegensatz zu Aufgaben, die künstlich gesucht und konstruiert werden, will ich auf eine Anregung meines Kollegen Michael Welker aufmerksam machen. Er kritisierte eine Hochrechnungsstrategie der EKD aus dem Jahr 1986, die ganz ähnlich wie das heutige Impulspapier „Kirche der Freiheit“ die evangelische Kirche bis ins Jahr 2030 anhand von Trendmarken zu berechnen versuchte. Welker rechnete damals nach derselben Logik weiter und fand heraus, dass dann in 150 Jahren alle Deutschen ausgestorben und in 100 Jahren alle evangelischen Christen verschwunden seien. Die Hochrechnung sei mit dem Jahr 2030 weit genug angelegt, um sensationelle oder gerade noch plausible Daten zu liefern. „Würde man den Zeitraum deutlich verkürzen, unterbliebe die Sensation. Würde man den Berechnungszeitraum aber verlängern, so verlöre sich die Plausibilität und die Hochrechnung würde als reine Spekulation offensichtlich.“⁹ Stattdessen regte Welker an, sich doch lieber auf die Fragen, Enttäuschungen oder Gleichgültigkeit der Menschen heute zu konzentrieren, die die Kirche tatsächlich verlassen haben, sie aufzusuchen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Viele von ihnen sind ja ausgetreten, weil niemand sie jemals aufgesucht hat, und weil sie sich von der Kirche einfach im Stich gelassen fühlten. Das wäre der nächstliegende Schritt, die tägliche Plage, solchen Menschen nachzugehen, sie nicht bloß als Objekt von Bekehrung, Mission und möglichst baldigem Wiedereintritt anzusehen, sondern ihnen als Partnern mühevoller und langfristiger Gespräche auf gleicher Augenhöhe zu begegnen.

Wie ein Perspektiv-, Strategie- oder Impulspapier aussehen müsste, das den Geist einer „stillen und gewissenhaften Sorge“ atmet, will ich abschließend an einem Brief Martin Luthers verdeutlichen, den er am 7. Januar 1527 an den Landgrafen Philipp von

⁹ M. Welker, Kirche ohne Kurs? Aus Anlaß der EKD-Studie „Christ-Sein gestalten“, Neukirchen 1987, 11.

Hessen nach Marburg schrieb, um ihn von einem Kirchenreformplan für alle hessischen Gemeinden abzuhalten:

„Ich bin bisher noch nicht so kühn gewesen, einen solchen Haufen von Gesetzen mit so gewaltigen Worten bei uns einzuführen...Eure Fürstlichen Gnaden sollte zuerst die Pfarren und Schulen mit tüchtigen Personen versehen und zuvor erproben, mit mündlichen Befehlen und schriftlichen Mandaten – und das alles aufs Kürzeste und Notwendigste beschränkt, was sie tun sollen. Und noch viel besser wäre es, wenn die Pfarrer zuerst einer, drei, sechs, neun untereinander eine einheitliche Weise in einem oder drei, fünf, sechs Stücken anfangen, bis sie in Übung und Gebrauch kommen, und danach weiter und mehr, wie sich die Sache wohl selbst geben und überzeugen wird, so lange, bis alle Pfarrer nachfolgen. Dann erst könnte man es in einem Büchlein zusammenfassen. Denn ich weiß es wohl und habe es auch wohl erfahren, dass die Gesetze, wenn sie zu früh und vor der Gewohnheit und der Übung festgesetzt werden, selten gut geraten. Die Leute sind nicht für das befähigt, was diejenigen für richtig halten, die am grünen Tisch sitzen und mit Worten und Gedanken sich ausmalen, wie es gehen sollte. Vorschreiben und Befolgen ist weit auseinander. (...) Es ist das Gesetzmachen eine große, gefährliche und weitläufige Sache, und ohne Gottes Geist wird nichts Gutes daraus. Darum ist hier mit Furcht und Demut vor Gott zu verfahren und dieses Maß zu halten: Kurz und gut, wenig und gut, nicht zu hastig und stetig fort“¹⁰.

Wenn in diesem Geist der Gelassenheit auch Perspektiv- und Impulspapiere verfasst würden, brauchten sie nicht lang zu werden, müssten nicht alles auf einmal zu sagen versuchen, sondern könnten Anregung dafür geben, diesen nächstliegenden Schritt oder jene fällige Überlegung einmal in der Praxis zu erproben, um es dann in einem kleinen Büchlein gemeinsame Übung werden zu lassen.

Zusammenfassung

Wir haben zwei Denkweisen kennen gelernt, mit der Kirche und ihrer Zukunft umzugehen: aus dem Impulspapier der EKD das futurische Denken, das die Zukunftschancen der Kirche hochrechnet, dabei Umfrageergebnisse und Trends auswertet, Leuchttfeuer und d.h. Zielvorstellungen markiert, daraus Zwischenschritte ableitet, die gegangen werden müssen, wozu die entsprechende Bereitschaft und der Mentalitätswechsel von allen Mitarbeitern eingefordert wird. Es ist ein Organisationsschema, wie es im Grunde jede Firma bei ihrer Zukunftsplanung einsetzt. Warum sollte die Kirche nicht auch von betriebswirtschaftlichem Denken lernen?! Der Preis in dem Impulspapier freilich ist, dass die EKD mehr und mehr das Bild einer Firma annimmt. Halt und Perspektive für den Pfarrberuf sind in diesem Denken so sicher oder so unsicher, wie eben die Zukunft von Firmen mitsamt ihren Stellenchancen heute sicher oder unsicher ist. Aus dem Evangelium des Sonntags haben wir ein adventliches Denken kennen gelernt, das zuerst nach dem Kommen des Reiches Gottes trachtet und sich deshalb auch die Zukunft der Kirche von Jesus im Licht eines himmlischen Vaters zeigen lässt, der für Vögel unter dem Himmel wie für Lilien auf dem Feld sorgt und um die Bedürfnisse der Seinen um so mehr Bescheid weiß.

Dieses adventliche Denken, das die Zukunft als Zukommen Gottes sorglos im Rücken weiß, kann sich um so geistesgegenwärtiger auf die nächstliegenden

¹⁰ WA Br.4, 157f. Nr. 1071.

Besorgungen, Aufgaben, Pflichten heute konzentrieren und dabei der Gegenwart dessen vertrauen, der verheißen hat: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auf tun, zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“ (Offb.3,20)

Das Bild von Evangelischer Kirche, das nun in Erscheinung tritt, mag von Papst Benedikt XVI. ein wenig abfällig und verkürzt „kirchliche Gemeinschaft“ genannt werden. Aber das ist nur die halbe Wahrheit, denn es handelt sich in Wahrheit um die „kirchliche Gemeinschaft mit Jesus Christus“, in der durch intensives Hören auf SEINE gegenwärtige Stimme Kirche in so enger Zusammengehörigkeit mit Christus wächst, dass Zwischeninstanzen wie z.B. ein päpstlicher „Stellvertreter Christi auf Erden“ eher verstellend und hinderlich als förderlich sind, ist die Kirche doch ganz und gar auf das Hören von Christi Stimme und auf SEIN Kommen ausgerichtet, um IHM die Tür aufzutun.¹¹

Halt und Perspektive für den Pfarrberuf sind in dieser adventlich eingestellten Kirche keineswegs sicher. Sie sind aber um so gewisser, je mehr jeder Tag in einem Licht gesehen und wahrgenommen wird, von dem E. M. Arndt in seinem Glaubenslied singt:

„Das ist das Licht der Höhe,
das ist der Jesus Christ,
der Fels, auf dem ich stehe,
der diamanten ist,
der nimmermehr kann wanken,
der Heiland und der Hort,
die Leuchte der Gedanken,
die leuchten hier und dort.“ (EG 357,4)

¹¹ Die Ekklesiologie, die hier in Blick kommt, wird ausgeführt bei Walter Mostert, Jesus Christus – Anfänger und Vollender der Kirche. Eine evangelische Lehre von der Kirche, Zürich/ Leipzig 2006.